



Feierabend



Das Duell.

Von Adolf Harnisch

In einem kleinen Rivierahotel amüßigen sich deutsche Spießbürger, wie sich eben Spießbürger „amüßigen“. Schließlich lassen sie sich von einem geriebenen Hochstapler hineinlegen. Darüber hat Usarski ein satirisch-drolliges Buch geschrieben, „Das Hotel zum Paradies“, Delphin-Verlag, München, mit 100 Zeichnungen des Verfassers, dem wir die folgende lustige Szene entnehmen:

Ich betrat unser Zimmer und stand verdußt. In der offenen Balkontüre lehnte Lisbeth an der Balustrade, rauchte ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit eine Zigarette und unterhielt sich lächelnd und offenbar in angeregtester Stimmung mit jemandem, der auf dem benachbarten Balkon stehen mußte.

Ich war mir noch nicht ganz schlüssig, ob ich zurückgehen oder hinzutreten sollte, als eine Männerhand herüberlangte und mit Härlichkeit über Lisbeths Hand strich, was meine Frau mit einem glucksenden Lachen sich gefallen ließ. Mir schlug es wie mit einem Vorkammer außs Herz, ich trat mit drei Schritten rasch vor —

„Ich habe der gnädigen Frau aus der Hand gelesen,“ sagte der Baron de Rosolio seelenruhig, mit dem Bauch weit über der Brüstung seines Balkons liegend und ohne nach meinem Dazwischentreten diese Stellung zu verändern. „Sehr interessant!“

„Sehr interessant!“ echote ich. Denn ich verspürte einen Knödel in der Kehle, der mir fast die Luft wegchnürte. „Das — eh — das kann man also auch auf dem — eh — auf dem Handrücken?“

„Aber natürlich!“ und steckte mir den feinen, der mit schwarzen Härchen dicht bedeckt war, unter die Nase. „Sehen Sie, hier, diese feinen Linien — sie geben manchmal noch bessere Auskunft als die in der Hand!“

Jedenfalls gab mir seine Hand im ganzen genügend Auskunft, um mir Vorsicht anzupfehlen. Sie war breit und muskulös und ähnelte mehr der eines Schwergewichtsbeyers als der eines adligen Barons. Die schaufelförmigen Fingernägel waren von Riefeln und schwarzen Flecken, wie von kleinen Quetschungen, durchzogen und aus dem Kermel seines zwar seidernen, aber ziemlich geschmacklos gemusterten

Schlafröds trat auf dem Unterarm die Lätowierung zweier Damenbeine hervor. Wie ein Blitz durchfuhr mich der Gedanke, daß er vielleicht kein Baron, vielleicht sogar ein Hochstapler sei. Doch verwarf ich ihn sofort wieder, weil ich mir sagte, daß er ja kein deutscher, sondern eben nur ein italienischer Adliger war, dem, wie diesem Volke überhaupt, Dinge und Wertwürdigkeiten eignen, die unser Kopfschütteln immer wieder mit Recht erregen.

„Rosolio hat mir von seinem Urgroßvater erzählt!“ sagte Lisbeth.

Sie sagt schon „Rosolio“, durchfuhr es mich. „So, ja, Urgroßvater!“

„Ja, Casanova! Du weißt doch, von dem wir das Buch haben, das du mir als Brant geschenkt hast!“ Und sah dabei den Baron lächernd an.

„So, ja, Casanova!“ Ich fühlte, wie ich alle Farbe verlor.

„Das ist — eh — sehr interessant! Wenn man schon einen solchen Urgroßvater hat —“

„Ja, ich habe viel von ihm!“ grinste de Rosolio und blinzelte, wie mir schien, meine Frau dabei an.

„Eh — ja — ja gewiß — eh, hoffentlich — nein, ich meine — — Seit wann rauchst du Zigaretten, wenn ich fragen darf,“ fuhr ich meine Frau an.

„Warum soll ich nicht!“ plätschte sie zurück.

„Und deine Kopfschmerzen?“

„Die sind weg!“

„Aha, weg! Ich vermute, von der Zigarette!“

„Möglich!“ zuckte Lisbeth die Achseln. „Eine sehr gute Zigarette!“ nickte de Rosolio. „Bitte, nehmen Sie!“ und hielt mir ein silbernes Etui hin, in dessen vertieftes Oval die emaillierte Photographie einer ihre rückenartige Partie zeigenden, total nackten Dame eingelassen war.

Die hat er natürlich auch Lisbeth gezeigt, durchfuhr es mich und wollte schon brüsk ablehnen. Bedachte dann aber rasch, daß es um unferer nationalen Ehre willen nötig sei, ihm nicht billige Gelegenheit zu geben, von uns fehlenden guten Manieren sprechen zu können. Weshalb ich eine Zigarette und sogar das angebotene Wachszündhölzchen mit Dank annahm.

Doch stieg meine innere Wut je mehr, je länger ich aus gewissermaßen außenpolitischen Gründen Höflichkeit zu wahren mich gezwungen sah, und, ganz am Rande meiner Selbstbeherrschung, plätschte ich plötzlich heraus: „Ich wünsche Sie unter vier Augen zu sprechen, Herr Baron!“

„Wofür das?“ erstaunte sich meine Frau.

„Bitte sehr,“ de Rosolio richtete sich auf, „gerne! Wollen wir hier bei mir auf meinem Zimmer —?“

„Unten, wenn es Ihnen recht ist!“

„Va bene! Ich stehe in zwei Minuten zu Ihrer Verfügung!“ und verschwand.

„Was soll das?“ fragte Lisbeth und sah mich spöttisch an.

„Nichts, was dich interessieren könnte!“, steckte ostentativ einen auf der Kommode stehenden messingenen Kerzenleuchter in die Hofentasche (was mir nur halb glückte, weil er zu lang war) und ging mit energischen Schritten hinaus.

Bergiß die Streichhölzchen nicht!!“ rief sie mir lachend nach. Was meine Wut geringer zu machen, nicht geeignet war.

Am Ende des Ganges kam der Baron schon hinter mir her.

Ich erwartete ihn am Treppenabsatz, worauf wir schweigend hinunter und vor die Türe gingen. Draußen setzte er sich auf die Bank und lud mich mit einer Handbewegung ein, neben ihm Platz zu nehmen. Ich versuchte es zweimal, konnte es aber nicht wegen des Leuchters in meiner Tasche, weshalb ich kurzerhand stehen blieb. Was de Rosolio veranlaßte, sich ebenfalls zu erheben. Es war mir das höchst unangenehm und ich verdünkelte heimlich das messingene Ding, das ich doch nur meiner Frau zu imponieren, eingesteckt hatte und das dazu mich in der Leistengegend empfindlich kniff. Denn dieses uns Gegenüberstehen gab der an sich schon genug delikaten Situation einen Ernst, den ich wegen der Gefahr, mit der sich in dieser Stellung schweißlichste Affären plöglich und sowohl unvernünftig wie ungewollt entwickeln konnten, gerne vermieden hätte. Weshalb ich denn auch in einem freundlicheren Tone, als ich sonst angeschlagen haben würde, begann:

„Herr Baron, wie gefällt Ihnen meine Frau?“

„D.“ nickte er lebhaft mit amüsierten Unterzügen, „ausgezeichnet!“

„Das freut mich!“ sagte ich. Denn da ich einmal diese unüberlegte und dumme Frage gestellt hatte, konnte ich ja nicht gut etwas anderes sagen.

„Ja,“ fuhr de Rosolio fort, „ausgezeichnet, wirklich ausgezeichnet! Ihre Sattin ist sehr liebenswürdig!“

„Zu liebenswürdig!“ plägte ich heraus. „Das ist es ja eben, weshalb ich —“

„Aber nein! Ich bitte Sie, eine Dame kann gar nicht liebenswürdig genug sein! Möchten Sie eine Kanthippe zur Frau haben!“

Wenn du wüßtest! dachte ich.

„Ich habe gerade die deutschen Frauen immer sehr liebenswürdig gefunden. Es paßt so schön zu ihrer Blondheit.“

Wir Italiener haben eine Faible für blonde Frauen!“ fügte er grinsend hinzu.

Aber ich hätte doch auch in Italien, in Genua zum Beispiel, eine Menge blonder Italienerinnen gesehen, sagte ich.

„Alles unecht! Gefärbt!“

„Das gibt es bei uns in Deutschland genau so. Das heißt, meine Frau natürlich —“

„Ist echt!“ nickte er und grinste wieder, „das habe ich auf den ersten Blick konstatiert!“ Ich suchte krampfhaft nach Möglichkeiten, die Unterhaltung auf den Weg zum erwünschten Ziele und raschen Ende zu bringen, fand aber nur solche, die bei der Statut und höchstwahrscheinlich angeborenen Wildheit dieses schwarzen Teufels anzuwenden nicht geraten waren.

Außerdem mußte der Kerzenleuchter, den ich doch nicht aus der Hosentasche nehmen konnte, mit gedackter zu niederträchtiger Bosheit, und meine Versuchung, ihm eine weniger schmerzbringende Lage zu geben, begannen dem Baron aufzufallen.

Er sah mir mit schrägem Blick auf den Hosensack und meine dort arbeitende Hand, steckte die seine plötzlich in die Tasche und zog einen Revolver hervor. „Wenn Sie gerne schießen, ich mach' mit!“

Ich bin nicht feige, bestimmt bin ich nicht feige, und wenn es darauf ankommt, fehlt es mir keineswegs an Mut. Wie ich oft genug beweisen habe. Aber so plötzlich einem geladenen Revolver gegenüberzustehen, mit nichts anderem als einem messingernen Kerzenleuchter in der Tasche —

ich möchte den sehen, der da kalt und gelassen bleibt. Ich wich drei Schritte zurück, zerrte rasch den verdammten Leuchter aus der Hosentasche — „Was wollen Sie!? Wer redet denn hier von Schießen!? Es ist doch nur ein Kerzenleuchter!“

„D.“ und begann heftig zu grinsen, „ein Kerzenleuchter!“

Nahm ihn mir aus der Hand und wog ihn. „hm, zu leicht! Keine Waffe für Männer! Gibt bestenfalls Beule am Kopf!“

„Hier!“ und hielt mir den Revolver unter die Nase —

Ich sah endlich den Weg, ihn auf den Pelz zu kommen.

„Sehr schön,“ sagte ich in, soweit es die Situation zuließ, drohendem Ton, „sehr schön! Ich will mich hier etwas mit Ihnen — ehe — unterhalten und Sie drohen mir mit einem Revolver!? Wenn Sie auch ein Baron sind, glaube ich doch, daß die Polizei hier auch einem Adligen nicht gestattet, mit einem Revolver —“

„Der eine Attrappe ist!“ unterbrach er mich mit grinsend hochgezogener Oberlippe, was ihm etwas von einem fleischenden

„mutter gab, und steckte ihn sich zwischen die Zähne. „Nur eine Pfeife, wenn Sie gestatten!“

Ich stand mit dem Kerzenleuchter wie angebunnert und mit dem höchst ekelhaften Gefühl, keine besonders gute Figur

in diesem Augenblick zu machen.

„Ja, mein Lieber,“ und klopfte mir gönnerhaft auf die Schulter, „auf den Kerzen kommt es an! Wenn Sie die haben, können Sie einen mit der Wischbürste erschlagen!! Buona notte!“

Das Lied vom täglichen Brot.

Don Bruno Schulz.

Das ist das Lied vom täglichen Brot:

Die es erschaffen, leiden Not.

Die Aelder wirten — geben bloß,

Die Häuser bauen — wohnungslos.

Das ist das Lied vom alten Geislecht:

Dem Herrn das Land, die Fron dem Knecht.

Die Kohlen graben — ohne Heerd,

Die Werte schaffen — ohne Wert.

Das ist das Lied der höllischen Pein:

Dem Reichen Brot, dem Armen Stein.

Dem Armen Nacht und bitter's Ruß,

Dem Reichen Glanz und Ueberfluß.

Das ist das Lied, wenn der Aufruhr geht,

Wenn alte Schmach an uns zerfällt.

Das ist das Lied, das nicht vergeht,

Ihr Knechte, seid zur Tat bereit.

Der fluge Marabu.

Von Albert Reinde.

Am Ufer des Nils stand ein Marabu, stumm, unbeweglich, und brühte, wie es seine Art war, ein Auge zu. Ein Stückchen Aas, das vor ihm lag, schien er nicht zu beachten.

Ein Hornrabe hätte den Lederbissen gar zu gern gefressen. Doch fürchtete er sich vor dem mächtigen, spitzen Schnabel des Herrn Marabu.

Von welcher Seite er auch immer heranhüpfte, stets öffnete der Marabu das vorher geschlossene Auge und drückte das andere zu.

Während flog der Hornrabe auf einen nahen Mangobaum.

Dort sah bereits ein Ohrengeier und stierte seit langer Zeit gierig nach der ledernen Speise.

„Schau dir nur diesen vollgefressenen Marabu an, lieber Ohrengeier“, krächzte der Rabe mit lauter Stimme, damit es der Marabu hören sollte, „wie er blasiert dasteht, stolz wie ein Großvogel!“

„Ja“, sagte der Ohrengeier, „er muß sich wohl sehr wichtig vornehmen. Wie ein Philosoph blickt er verächtlich auf seine Mitwelt.“

„Es muß ein sonderbares Vergnügen sein, stundenlang so regungslos auf einem Bein zu stehen und sich die heiße Sonne auf den kalten, kahlen Kopf scheinen zu lassen“, höhnte der Hornrabe. „Nada, Herr Marabu, wie geht es Euer Gnaden?“

Der Marabu blieb stumm und rührte sich nicht.

„Er schweigt aus Klugheit, weil er viel weiß“, meinte nachdenklich der Ohrengeier.

„Oder aus Dummheit, weil er nichts weiß“, sagte boshaft der Rabe.

Der Marabu drehte sich gemächlich um und zeigte seine Kehlspeite.

„Freiheit! Unverschämtheit!“ zeternten beide wie besessen.

Plötzlich kam ein Windstoß und wehte den Lederbissen aus dem Bereich des Marabu. Hornrabe und Ohrengeier stürzten sich gleichzeitig auf den Fraß.

Da ihn aber keiner dem andern gönnte, so gingen sie wütend aufeinander los, daß bald die Federn flogen.

Laut krächzte jeder: „Zu Hilfe, zu Hilfe, lieber Marabu! Schau, der will dir dein schönes Futter wegessen!“

Der Marabu setzte würdevoll herbei und verzehrte mit Ruhe den Bissen.

Raum sahen es die beiden, als sie den Streit einstellten und wie aus einem Halbe riefen: „Wenn doch dieses Schicksal an Ueberfütterung krepieren möchte!“

Der Marabu aber beharrte wieder regungslos in seiner gewohnten Stellung und drückte, wie immer, ein Auge zu.

Holländische Sprüche.

Wenn der Vater trinkt, brennt die Kerze des Familieneinkommens an beiden Enden zugleich: er gibt mehr aus und kann weniger verdienen.

Wasser ist der härteste Trank; Löwen und Pferde trinken es, und Simson trank nie etwas anderes.

Der Alkohol tötet, was lebt, und konserviert das Tote.

Das Wirtshaus hält seine Freunde an der Kehle.

Frage die ersten zehn Mütter, die dir begegnen, und sieh, wie viele Fürsprecher des Wirtshauses darunter sind!

Sterne, die wir niemals sehen.

Unser Auge, vielleicht das wunderbarste Organ unseres Körpers, ist nicht so vollkommen gebaut, wie wir meist denken. Das Auge der Raie ist beispielsweise viel empfindlicher. Der Falsch erspürt eine kleine Maus auf einer Entfernung, wo für unsere Augen alle Einzelheiten verschwinden. Sein Auge muß also schärfer sein. Wir können aber trotzdem mit unseren Augen zufrieden sein. „Jedes Organ paßt sich dem Gebrauch an“, sagt die Wissenschaft. Wir haben es nicht nötig, eine Maus aus großer Höhe zu erkennen. Es gibt aber auch Dinge in der Welt, die wir mit unseren Augen nie sehen können, und wenn wir Fernstecher und Fernrohre bemühen. Um dies zu erklären, müssen wir uns erst damit vertraut machen, was „Sehen“ eigentlich ist. Stellen wir uns eine brennende Kerze vor. Wir „sehen“ sie leuchten. Was bedeutet das? Von der Leuchtquelle gehen Wellen eines unsichtbaren Stoffes (Äther) aus, die unsere Augenerven erregen und die Empfindung Licht hervorrufen. Lichtwellen schwingen sehr rasch auf und ab, viele Billionenmal in einer Sekunde. Treffen 360 Billionen Schwingungen unser Auge, so sagen wir: „Ich sehe rot.“ Bei 490 Billionen in einer Sekunde empfinden wir „orange“. Sehen die Schwingungen noch rascher, werden die einzelnen Wellen also noch kürzer, so nennt der Mensch diese Eindrücke gelb, grün, blau und violett. Wenn alle die verschiedenen Ätherwellen gleichzeitig in das Auge fallen, so sagt der Mensch: „Ich sehe weiß.“ Violett entspricht einer Schwingung von 460 Billionen, rot einer von 360 Billionen in der Sekunde.

Farben, deren Schwingungen über oder unter diesen Zahlen liegen, können wir nicht

sehen. Treffen diese Schwingungen auf unser Auge, wird es erregt, wir empfinden dunkel. Ultrarote und ultraviolette Strahlen, so nennt man diese, können wir nicht wahrnehmen. Durch scharfsinnige Untersuchungsmethoden kann man aber nachweisen, daß hier tatsächlich noch „Licht“ vorhanden ist. Nur reagieren unsere Augen nicht auf diese Schwingungen. Es gibt aber Tiere, deren Auge anscheinend dieses Licht noch wahrnimmt, so z. B. Ameisen. Als die Astronomen daran gingen, den Himmel zu photographieren, entdeckten sie auf einmal

Gebilde, die sie vorher auch mit den besten Fernrohren nie gesehen hätten. Als man die Sache näher untersuchte, zeigte sich, daß diese Himmelskörper ultraviolette und ultrarotes Licht ausstrahlen, das unsere Augen nicht wahrnehmen, das aber auf die photographische Platte wirkt. Das bekannteste derartige Gebilde ist der Nordamerikanebel. Man hat ihn so genannt, weil seine Gestalt an die Umrisse von Nordamerika erinnert. Der Nebel ist ziemlich groß, aber trotzdem können wir ihn nie sehen, außer auf einer Photographie.

woher dieser fremde Austerfischer gekommen wäre. — War das nicht ihr Strand hier? Was hatte dieser Eindringling hier verloren? Da stand der Kerl und benahm sich, als hätte er überhaupt ein Recht, hier zu sein. Es war doch ganz einfach unerhört. Und so sollte man dulden? „Knif!“ Und mit diesem unzweideutigen Ausruf ins Hundertfache nach Austerfischerart gepfeifen, kamen die beiden aufgeregten Strandbesitzer, einer dem anderen auf den Fersen, angerannt, und ehe ich recht begriff, was geschehen würde, verjagte der eine dem verdrießlichen Eindringling einen roten Schnabelhieb, so daß mein armer, mottenzerrissener Freund von dem Anprall umfiel, das unermalte Holzflöschchen hilflos in die Luft stehend.

„Die seltsame Insel.“

Von Bengt Berg.

Bengt Bergs illustrierte Tierbücher: „Mit den Zugvögeln nach Afrika“, „Mein Freund, der Regenpfeifer“, „Abu Mar-Tab“, „Die letzten Adler“ und „Zookern“. Der See der wilden Schwäne bilden ebenso die Freude jedes Natur- und Tierfreundes, wie die Zierde einer jeden Bibliothek. Einige dieser einzigartigen Bücher haben bereits die 30. Auflage erreicht und werden auf der Auflagenleiter wohl noch eine Reihe von Sprossen emporsteigen, denn kaum ein anderer versteht es, mit der Natur und ihren Geschöpfen so intime Zwiegespräche zu halten wie Bengt Berg und seine Kamera fängt Bilder ein, wie sie vordem wohl keinem zweiten gelungen sind. Der Reihe seiner Tierbücher ist nun ein neues gefolgt („Die seltsame Insel“, Verlag von Dietrich Reimer, Berlin. In Leinen geb. M. 9.—), das geeignet ist, die Schar der Freunde dieser Bücher zu vermehren. Die „seltsame Insel“ liegt hoch oben im Norden, weit draußen vor der Küste Gotlands, umspült von den Wellen der Ostsee, ein einsames, wildschliffenes Felsenland, das in jedem Frühjahr und Sommer Nistplatz und Lammelstätte für zahllose Tausende der verschiedensten Seevögel ist. Bengt Berg muß viele Monate auf dieser Insel verbracht haben, um das Leben dieses auf den schmalen Gefirsen der ragenden Felsen zu belauschen, ihre Spiele, Kämpfe und Tragödien auf die photographische Platte zu bringen. Unendliche Mühe, Geduld und Ausdauer, aber auch tiefes Verständnis waren erforderlich, um die Szenen auf diesem seltsamen Naturtheater zu erlauschen, aber die Mühe wurde belohnt, denn die „Seltsame Insel“ reiht sich würdig den anderen Tierbüchern Bengt Bergs an. Von den 65 Bildern, die das Buch enthält, ist jedes einzelne ein photographisches Kunstwerk. Nachstehend bringen wir mit Erlaubnis des Verlages ein Kapitel aus dem Buch zum Abdruck:

Den stolzen Eidererpeln mit meiner Kamera auf den Leib zu rücken, war seit langem meine heiße Sehnsucht. Aber ich fürchte, es wäre bei der Sehnsucht geblieben, wäre der schlaue Austerfischer mir nicht zu Hilfe gekommen. Man darf wohl sagen, diese Hilfe kam unterhöslich. Indessen sei festgestellt, daß es Auster bei der Insel nicht gibt, und daß der Austerfischer nicht ein Mensch in Summstiefeln ist, sondern ein Vogel mit roten Beinen und roten Augen und mit einem roten langen Schnabel, der überallhin leuchtet.

Die Eidererpel in der Ostsee kennen aus langer Erfahrung die Gefinnung der Menschen viel besser als ihre Verwandten oben an den Eismeerküsten. Es scheint sogar, als ob sie wüßten, daß die Leute an den schwedischen Küsten wohl die Eiderenten schonen, dafür aber

um so mehr den Erpeln nach dem Leben trachten. Nur in einem einzigen Monate im Jahre — von Ende April bis Ende Mai, also in seinem „honeymoon“ — wird der Eidererpel nach schwedischem Gesetz geschont, und obwohl kein Mensch bei dieser Insel einen Eidererpel schießen darf, schien es doch, als hätten die Eidererpel das Gesetz im Kopf gehabt. Denn nur auf einem offenen Strand im Norden gingen sie mit aller Vorsicht an Land, um in der Wärme auf den weißen Steinen ihre Ruhe in der Sonne zu genießen. Anfangs dachte ich, es wäre ja einfach, sich dort unter dem Gestein hinter einer Kamera einzugraben, um auf die schwarzweißen Kavalier zu warten, aber — der Strand war ein paar hundert Meter lang und die Erpel schienen genau zu wissen, wo ich versteckt lag, denn nachdem ich einige Stunden geduldig gewartet hatte, kamen sie immer ausgerechnet an dem Ende des Strandes hinaufgeschwommen, wo meine Benigkeit nicht versteckt war.

Nun habe ich mir aber gesagt: hier leben andere Vögel, die Möwen und die Austerfischer, die sind zugegen, wenn ich mich verstecke, und da sie immer am Strande sind und beinahe jeden Stein kennen, trauen sie der Strandlinie bei meinem Versteck nicht eher, als bis sie die kleine Veräberung längere Zeit als harmlos erkannt haben. Sie weichen meinem Fleck vorläufig lieber aus. Die Eidererpel wieder richteten sich nach ihnen, sehen von weitem, wo diese ihre natürlichen Schildwachen sich herantreiben und schwimmen nur dorthin ans Land. So war es. Am nächsten Morgen, als ich wiederkam, brachte ich einen alten Freund mit — einen ausgestopften Austerfischer, den ich einst mit einigen ähnlichen Kameraden aus einer mottenzerrissenen Vogelsammlung gerettet hatte und zum gelegentlichen Gebrauch mitführte. Den setzte ich in behaglicher Ruhestellung neben mein Versteck am Strande hin, und jetzt sollten also die gebratenen Tauben kommen.

Sie kamen auch. Kaum eine Stunde verging, dann kam eine Eiderente angeschwommen und gaderte meinem Austerfischer irgendein Geheimnis zu. Und als dieser nichts einzuwenden hatte, kam die Ente herauf und begann ihr Gefieder zu säubern. Nach ihr kam ein Erpel und rief „a-o-oh“, und nach ihm ein paar Zäger, und das Ganze sah schon vielversprechend aus als — hast du nicht gesehen — urplötzlich die echten Austerfischer kamen und alle meine Mühe umsonst machten.

Schon lange hatte ich sie gehört, wie sie eine Strecke weit am Strande schrien und pfeifen. Ich glaubte nach ihren Stimmen, daß sie sich da drüben stritten, was die Herrschaften übrigens gerne tun. Es kam aber schlimmer. Wer konnte sich das denken? Sie hatten nämlich von weitem meinen guten Austerfischer gewahrt, und ihre aufgeregte Unterhaltung war lediglich ein Meinungsaustrausch darüber,

Dann wurde es aber den Eiderenten zu bunt. Ein Austerfischer, der mitten unter ihnen auf dem Rücken lag und mit einem Holzflöschchen jonglierte, war doch für ihre Seelenruhe zu viel, und mit allem Anschein des Schreckens entflohen sie zum Meere hinaus.

Die Eiderenten blieben draußen. Die Kamera und ich, wir konnten uns wieder nach Hause begeben. Zwei Tage ließ ich sie ihre Gemüter beruhigen. Dann ging ich aber hin und machte mir ein neues Versteck ganz nahe dem Nest der beiden Austerfischer. Ich wartete noch vier Tage, damit die beiden Inhaber sich von der Harmlosigkeit der unbedeutenden Erhöhung dort im Ufergestein überzeugen könnten. Und dann, eines frühen Morgens, versteckte ich mich darin, diesmal mit einer frommen abscheulichen, ausgestopften Eiderente, die auf dem Strande ruhte. Der konnte doch nicht einmal ein Austerfischer was anhaben.

Das hat geholfen. Denn die Austerfischer haben in der Anwesenheit der Eiderente einen Beweis vollkommener Sicherheit gesehen, und die Eiderenten draußen in der Anwesenheit der Austerfischer ebenso. Erst kam der eine Austerfischer, ich glaube, es war die Fran, und legte sich hin, um ihre drei gefleckten Eier zu bebrüten. Die lagen auf den bloßen Steinen. Sie durfte aber nicht lange sitzen bleiben. Denn der Ehemann, der offenbar einer dieser gewissenhaftesten Despoten war, von denen wir so viele kennen, kam gleich hinter ihr an und pflanzte ohne weiteres seinen spitzen roten Schnabel in ihren weichen Rücken, um sie in dieser liebevollen Weise darauf aufmerksam zu machen, daß jetzt seine Zeit zum Brüten wäre.

Gleich darauf kam schon der erste Eidererpel und machte meiner ausgestopften Freundin seine Liebeserklärung. Von ihrer Mottenzerrissenheit hat er wohl nichts gemerkt oder wollte sich als Kavalier nichts davon anmerken lassen. Auch als er sich minutenlang vergebens aufgeblasen und ihr in seiner Art den Hof gemacht hatte, und sie dennoch hartnäckig nichts antwortete, merkte er immer noch nichts, sondern legte sich nur ein wenig atemlos auf seinen breiten Bauch und schaute sie mit Entzücken an.

Die anderen Erpel draußen hatten von weitem seine Erklärungen gehört und kamen mit den anwesenden Damen angeschwommen. Wo zwei sich gern haben, muß doch die übrige Welt sofort dabei sein. In einer halben Stunde war die ganze gute Gesellschaft des Strandes dort versammelt, und ein liebeskrankter Erpel nach dem anderen drängte sich vor und redete sich vor Wonne außer Atem — „a-o-oh, a-o-oh“, bis sie schließlich alleamt vor der neuen Schönheit des Baderstrandes auf dem Bauch lagen. Daß meine Kamera dabei war, davon hatten sie ja keine Ahnung. Liebe macht anscheinend auch so kluge Tiere wie Enten blind!

Stallings Künstlerbilderbücher

Ein richtiges Bilderbuch muß gar viele Eigenschaften haben, um den jungen Betrachtern und Leser dauernd zu gefallen. Stallings Künstlerbilderbücher vereinigen sie alle in sich. Wer auch nur das erste Blatt aufschlägt, wird ausrufen: Entzückend! Selbst jeder Erwachsene wird an diesen von Künstlern, farbenfreudig und dabei wundervoll zart gezeichneten Bildern, mit denen diese Bücher geschmückt sind, seine Freude haben und wird beglückt sein, wenn er Kinder damit beschenken kann. Auch die Verse oder der beigebrachte Text sind in Rhythmus, Reim und Inhalt dem Verständnis und Auffassungsvermögen des Kindes ausgezeichnet angepaßt. Jedem einzelnen dieser Bücher sieht man es an, daß der Verlag (Gerhard Stallings, Oldenburg i. N.) seinen Ehrgeiz darenin setzt, nur erstklassiges zu bringen. Für die heurigen Weihnachten hat der Verlag vier Neuheiten auf den Büchermarkt gebracht:

„Die Wunderburg im Meer.“ Von Max Dingler, Bilder von Helmut Starbina. (M. 4.—) Das Dreimasterschiff „Vinetta“ wird im Sturm vom Blitz in Brand gesetzt und versinkt auf dem Meeresgrund, wo des Meerkönigs Reich ist, der seinen Untertanen, dem Götter des Meeres den Befehl gibt, es in „ein Gebild des Meeres“ zu verwandeln. Das besorgen Quallen, Makrelen, Strahlentierchen, Delforallen, Trompeltierchen, Seesterne u. a. gründlichst. Erst wird aus dem Schiffkörper eine Wunderburg, dann zerfällt es, zerfällt im Leuchten von Millionen Leuchtentierchen. Das alles ergibt ein prächtiges Bilderbuch, phantastischerregend und lehrreich zugleich.

„Die glücklichen Rauslent.“ Verse von A. Solst, Bilder von Else Benz-Victor. (M. 4.50.) Glücklich, fröhliche Rauslent werden hier vorgeführt. Die Familie hat ihre „Sommervilla“ in einem alten Topfe: Vater, Mutter und eine Schar von Kinderchen, alle quieschbergernüht und munter. Dann ist da noch „Rausli vom Ballett“, eine Rauslent u. a. Ein fröhliches Buch!

„Im Blumenhimmel.“ Von Sophie Reinheimer. Bilder von Else Benz-Victor. (M. 4.60.) Krante und geknickte Blumen, Blüten und Pflänzchen werden im „Blumenhimmel“ betreut und gesund gemacht. Die künstlerisch hervorragenden Bilder der Zeichnerin vermitteln durch unterhaltamen Anschauungsunterricht den Kindern Kenntnis von vielen Blumen und Pflanzen.

„Das Englein auf dem Hasenball.“ Kindergedichte von Herta v. d. Knefsebeck. Bilder von L. Staudt-Zoerb. (M. 4.50.) Eine bunte phantastische Welt lebt hier in Verschen und Bildern auf: Zwerge, die Regenbogenfrau, die Wunschkäse, der Riese Anut, Wichtel Franz und Wichtelhaus, die Polterriesen, der Wassermann usw. Die Zeichnungen sind kleine Kunstwerke.

Was mancher nicht weiß.

Viele Pferde legen sich zum Schlafen nicht nieder, sondern schlafen im Stehen, wobei sie immer abwechselnd ein Bein heben, um es auszuruben. Es ist jedoch eine weitverbreitete Ansicht, daß diese Pferde selten eine so lange Lebensdauer haben, wie Pferde, die sich zum Schlafen richtig hinlegen.

Eine risikante Angelegenheit ist bei den Chinesen die Rettung vom Tode des Ertrinkens, denn nach chinesischem Gesez ist der Retter verpflichtet, den Geretteten sein ganzes Leben lang zu erhalten.

Das Wasser, das in jedem Jahr aus dem Weltmeer verdunstet, entspricht einer etwa 4.5 Meter tiefen Wasserschicht.

Einige Gletscher Grönlands sollen eine Dide von 3000 Meter haben.

Ein erblindetes Chamäleon wechselt die Farbe nicht mehr; es behält eine dunkle Färbung.

Im Dienste der Filmindustrie werden jährlich 18 bis 20 Millionen Meter Rohfilm im Werte von 5 bis 6 Millionen Mark verbraucht.

Die höchsten Löhne zahlen in Amerika die Drudereien und die Papierindustrie; für männliche Büroangestellte wöchentlich 53 Dollar (für weibliche 26 Dollar).

Man hat statistisch festgestellt, daß von 1000 Menschen höchstens einer 100 Jahre alt wird; von 100 Menschen werden nur sechs 75 Jahre alt.

Der Ausdruck „die Sebiten lesen“ bezieht sich auf das 3. Buch Moses, das die religiösen Geseze, namentlich für Priester und Leviten, enthält (Leviticus). Bischof Eboegang von Reg ließ 760 seiner verwilderten Priesterschaft allmorgendlich ein solches Kapitel vorlesen. Die Redensart „jemand die Kapitel lesen“ hat also denselben Ursprung.

Im Amazonasstrom gibt es Aale, die durch elektrische Schläge einen Menschen töten können.

Betteres.

Abgehalten. Verspätet kommt heute Professor Burzel, etwa zehn Minuten nach Beginn des Unterrichts, in die Klasse und glaubt sich den angehenden jungen Damen gegenüber entschuldigend zu müssen: „Ich bin leider noch abgehalten worden...“ meinte er ruhig, kann aber nicht weitersprechen, weil das respektlose Lachen seiner Schülerinnen ihn darin hindert. Voll Zorn setzt er aber noch hinzu: ... wie die kleinen Kinder...“ Worauf ein geradezu ohrenbetäubendes Freudengeheul der ganzen Klasse einsetzte.

Ueberrumpft. Der Amerikaner: „Wir sind in der Medizin am weitesten. Neulich haben wir jemandem ein Bein abnehmen müssen. Dem haben wir ein feines Holzbein gemacht. Der ist jetzt der beste Fußballspieler.“ — Der Franzose: „Aber wir erst. Bei uns hat man jemandem eine Holzhand gemacht. Der ist jetzt der beste Klavierpieler.“ — Der Berliner: „Det is noch jarnischt. Bei uns hat oener seinen Kopp balorn. Da ha'm wa ihm eenen Holzkopp jemaht. Und der is Fremdenführer jeworden.“

Naturtreue. Filmaufnahme im Hochgebirge. Der Held muß eine Felswand herabstürzen. Der Regisseur steht auf seinem Beobachterposten. Achtung! Aufnahme: der Held stürzt. „Quatsch! Blöds! schreit der Regisseur durchs Megaphon. „Stümperhaft! Keine Spur natürlich! Noch mal!“ — Kommt der Hilfsregisseur: „Seht jetzt nicht, Herr Meyer — Herr Schulz hat's Bemühtsein noch nicht wieder erlangt!“

Allerlei.

Ehron, bei den Chinesen. In unseren nördlichen Kulturstaaten ist es üblich, daß die Verdienste, die sich jemand erworben hat, auch auf seine Kinder und Kindeskinde übertragen werden. Nach Berichten von Forschungsreisenden in das Innere Chinas ist es dort umgekehrt. Die Ehren, die sich jemand erworben hat, werden auf seine Eltern in gleichem Maße, wenn nicht gar stärker, ausgedehnt. Der Chinese geht dabei von dem Grundsatz aus, daß die Erziehung, die die Eltern ihrem Kinde angedeihen ließen, an seinen Erfolgen den größten Anteil hat.

Die Geschwindigkeit des Lichts. Als größte überhaupt vorkommende Geschwindigkeit gilt

diejenige des Lichtes. Sie wird zu rund 300.000 Kilometer in der Sekunde angegeben, und es würde demnach ein Lichtstrahl unsere Erde sieben- bis achtmal in dieser kurzen Zeit umfahren können. Genauer liegt die Lichtgeschwindigkeit in unserer Atmosphäre auf Grund vieler Messungen wohl zwischen 299.920 und 299.860 Kilometer. Neuerdings will nun Professor Michelson Geschwindigkeitsmessungen in einem zwei Kilometer langen, luftleer gepumpten Gummitischlauch ausführen, wobei Licht zwischen zwei an den Enden angebrachten Spiegeln mehrfach hin und her laufen muß. Bei diesen Untersuchungen soll also die Luft — wenigstens bis zu einem hohen Grade — ausgeschaltet werden, die bei allen irdischen Messungen eine Rolle spielt und Michelson hofft die „reine“ Lichtgeschwindigkeit nun genauestens ermitteln zu können.

Schach-Ecke.

(Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Paß. Druck- und Verlagsanstalt, Teplitz-Schnau, Tischlergasse.)

19. Fortsetzung.

Übungspartie.

Nachdem wir nun, wie bereits in der letzten Fortsetzung angedeutet wurde, alle Grundregeln kennen gelernt haben, wollen wir daran gehen, das Mattsetzen an praktischen Beispielen vorzuführen.

Wir gehen von der Stellung 11. Fortsetzung, Bild 14 aus, und eine zwischen den deutschen Schachmeistern A. Andersen und Max Lange gespielte, sehr hübsche Partie zu Ende zu führen.

Die ersten Züge: 1. e3—e4 e7—e5, 2. Sg1—f3 Sb8—c6, 3. Lf1—b5 Sc6—d4, 4. Sf3×d4 e5×d4, wurden bereits erklärt. Weiß hätte jetzt gleich rochieren können, gleich gut wäre der entwickelnde Bauernzug d2—d3. Andersen zog jedoch seinen Läufer, der auf b5 zwecklos steht, auf ein besseres Feld: 5. Lb5—c4 Sg8—f6.

Offensichtlich ist der schwarze Springerzug sehr gut; er entwickelt eine Figur und greift zugleich an. Schwarz hat den jetzt folgenden Bauernangriff erwartet und widerlegt ihn durch Gegenangriff: 6. e4—e5 d7—d5! Stehe Bild 26.

Bild 26.



Schlägt Weiß nun den Springer e5×f6, nimmt Schwarz den Läufer d5×e4; es wäre ein bloßer Tausch (beide leichte Figuren gelten als gleichwertig), außerdem bliebe Schwarz mit zwei Läufern, gegen Läufer und Springer, bei besserer Entwicklung dauernd im Vorteil. Deshalb zieht Weiß den Läufer zurück, jedoch auf ein ungünstiges Feld; besser wäre in diesem Falle der Rückgang nach e2.

Schwarz hat bereits den Angriff an sich gerissen und verfolgt energisch seinen Vorteil, den Vorsprung in der Entwicklung.

7. Lc4—b3! Lc8—g4!

Damit greift Schwarz die stärkste weiße Figur, die Dame, an, kann daher den eigenen Springer, wie man sagt, „einstecken lassen“. Der angreifende Läufer ist vom Springer gedeckt. Weiß muß, will er die Dame nicht verlieren, den f-Bauern „vorstellen“.

8. f2—f3 ... hierzu das Bild Nr. 27 in der nächsten Fortsetzung.

Fortsetzung folgt.